

Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie



Rundbrief 5/2/2006

Rundbrief der Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie

Jahrgang 5, Heft 2, 2006

Zitierung gemäß der RGK-Richtlinien (Ber. RGK 71, 1990, 973 ff.):

Rundbrief Arbeitsgemeinschaft Theorie Arch.

ISSN 1619-1005 (E-mail)

ISSN 1619-2761 (Print)

Frontbild: Andreas Northe nach einer Idee von Sabine Reinhold unter Verwendung einer nordossetischen Psalie (Ja. V. Domanskij, Drevnjaja chudoshestvennaja bronza Kavkaza s sobranii Gosudarstvennogo Ermitasha [Moskva 1984] 182 ff. Inv. Nr. 1731/11-12).

Impressum

Sprecherrat

Stefan Burmeister + Nils Müller-Scheeßel (Hamburg, Frankfurt – Sprecher), Alexander Gramsch (Basel), Ulf Ickerodt (Hannover), Doreen Mölders (Leipzig), Andreas Northe (Halle), Martin Porr (Halle), Wiebke Rohrer (Marburg), Almut Schülke (Kopenhagen)

Redaktion Rundbrief

Doreen Mölders

Layout

Nils Müller-Scheeßel

Postanschrift

Nils Müller-Scheeßel, Theorie-AG (Sprecher), Römisch-Germanische Kommission, Palmengartenstr. 10–12, 60325 Frankfurt/Main

Bankverbindung

ARGE Theorie, Kto. 200310011, Frankfurter Sparkasse 1822, BLZ 500 502 01; Jahresbeitrag: EUR 6,- (E-mail)/10,- (print)

Inhalt

Editorial	4
Neue Literatur	5
Das Erbe der Urmenschen – eine Erwiderung auf Porrs Kritik von <i>Ulf Ickerodt</i>	9
Erbstreitigkeiten – Ergänzungen zur Debatte über „Das Erbe der Urmenschen“ zwischen Ulf Ickerodt und Martin Porr von <i>Brigitte Röder</i>	20
Das Fremde in der Prähistorischen Archäologie von <i>Antje Theel</i>	26
Auch das noch.....	35

Erbstreitigkeiten – Ergänzungen zur Debatte über „Das Erbe der Urmenschen“ zwischen Ulf Ickerodt und Martin Porr

Von Brigitte Röder

Mit seinen beiden Rundbrief-Beiträgen lenkt Ulf Ickerodt die Aufmerksamkeit auf die gesellschaftlichen Funktionen der Prähistorischen Archäologie und fordert das Fach zu mehr Selbstreflexion über die eigene gesellschaftliche Rolle und zu einem reflektierteren und verantwortungsvollen Umgang mit dieser Rolle auf. Das ist ein ernsthaftes Anliegen, das – zumindest wie ich die beiden Texte und weitere Arbeiten von Ulf Ickerodt verstehe – nicht postmodern verbrämter Zerstörungslust entspringt, sondern auf eine Veränderung der Selbstwahrnehmung des Faches abzielt. Daran ändert auch der Umstand nichts, dass der Autor für die von ihm kritisierten Punkte keine einfachen, griffigen Lösungen parat hat, die es der Natur der Sache entsprechend auch gar nicht geben kann. Seine Lösungsvorschläge an die Adresse des Faches sind mehr Selbstreflexion und ein Dialog darüber, welche Gesellschaftsentwürfe die Archäologie der Öffentlichkeit präsentieren möchte.

Mit seiner Einschätzung, dass die archäologische Forschung durch „gesellschaftliche Voreinstellungen“ (S. 12) geleitet wird, und dass sich die Gesellschaft die Vergangenheit im Rahmen ihres spezifischen historischen Verstehens aktiv aneignet, steht Ulf Ickerodt nicht allein: „These readings [of the past, BR] to a great extent pre-exist, and can easily do without our discipline“, schreibt beispielsweise Marc-Antoine KAESER (2000, 34) in einem Kommentar zu zwei Artikeln in den *Archaeological Dialogues*. Die kommentierten Artikel befassen sich mit der Rolle der Archäologie in nationalen bzw. europäischen Identitätsbildungsprozessen und plädieren vor diesem Hintergrund ebenfalls für mehr (Selbst-)

Reflexion des Faches (GRAMSCH 2000; TZANIDAKI 2000). In seinem Kommentar weist Marc-Antoine Kaeser darauf hin, dass die Vergangenheit allen gehört und kommt zum Schluss: „The appropriation and ordering of the past is a political issue“ (KAESER 2000, 35). Und gerade weil es sich bei der Aneignung von Vergangenheit um einen politischen Akt handelt, fordert Kaeser, dass die Auseinandersetzung über die gesellschaftliche Rolle der Archäologie öffentlich geführt werden müsse – und zwar im Rahmen einer demokratischen Debatte über die Frage, wie der politische Akt der Vergangenheitsaneignung zu gestalten sei. An dieser Debatte könnten und sollten wir ArchäologInnen uns nicht nur als BürgerInnen, sondern auch als ExpertInnen mit unserem Fachwissen beteiligen (KAESER 2000, 35).

Marc-Antoine Kaesers Vorschlag, öffentlich über die gesellschaftlichen Funktionen von Geschichte zu debattieren, kann ich nur unterstützen, bin aber überzeugt, dass es auch eine intensive fachinterne Debatte über die Wechselwirkungen zwischen archäologischer Forschung und Gesellschaft braucht. Allerdings scheint es – nach meinen Erfahrungen in unterschiedlichen Kontexten – ausgesprochen schwierig zu sein, einen geeigneten und adäquaten Rahmen zu finden, der die Debatte auf einer wissenschaftlichen und politischen Sachebene hält und der verhindert, dass sie sich auf die persönliche Ebene verlagert. Eine solche Verlagerung finde ich bedauerlich, weil sie persönlich motivierte Fronten mit all ihren emotionalen Begleiterscheinungen aufbaut. Obendrein nimmt sie der Angelegenheit aber auch ihre eigentliche Bedeutung und Tragweite, indem sie sie von einer politi-

schen Ebene, wo sie eigentlich hingehört, in den Kontext persönlicher, zuweilen stark emotional geprägter Auseinandersetzungen zwischen Einzelpersonen transferiert.

Wie also schaffen wir es, diese Debatte mit den KollegInnen auf der Sachebene zu führen und uns zugleich persönlich diesem – eigentlich ja unangenehmen und anstrengenden – Selbst-Reflexionsprozess auszusetzen, der nicht nur an unserem wissenschaftlichen, sondern ab einem gewissen Punkt unweigerlich auch an unserem persönlichen Selbstverständnis kratzt und es punktuell in Frage stellt? Ich habe auch kein Patentrezept, denke aber, dass es hilfreich sein könnte, sich in solchen Prozessen immer wieder die gesamtgesellschaftliche Relevanz des Themas ins Gedächtnis zu rufen und die persönliche bzw. fachspezifische Innensicht um möglichst viele Außensichten zu ergänzen und damit zu relativieren. Diese Außensichten sind auch deshalb wichtig, weil – wie Marc-Antoine Kaeser treffend anmerkt (KAESER 2000, 35) – uns als ArchäologInnen in der Regel ja das methodische und theoretische Rüstzeug für solche Analysen fehlt. Er schlägt deshalb vor, die Funktionen der Vergangenheit und die Wechselwirkungen zwischen Archäologie und Öffentlichkeit besser im Rahmen einer soziologischen Studie zu untersuchen. Dagegen ist einzuwenden, dass ArchäologInnen sich das notwendige Rüstzeug auch aneignen können, und dass SoziologInnen in der Regel das archäologische Fachwissen fehlt, das es jedoch braucht, um bestimmte Dinge beurteilen zu können – so z. B., ob es sich im konkreten Einzelfall um epistemisches oder lebensweltliches Wissen handelt. Persönlich habe ich beste Erfahrungen mit einer interdisziplinären Herangehensweise gemacht.

So haben Andrea Maihofer, Professorin für Gender Studies und von ihrer Ausbildung her Soziologin und Philosophin, und ich im letzten Sommersemester gemeinsam ein Seminar zum Thema „Urgeschichte als Referenz für aktuelle Debatten über Geschlecht und Identität“ durchgeführt. Für beide war diese Veranstaltung fachlich ausgesprochen bereichernd und wird insofern nicht das letzte gemeinsame Projekt gewesen sein. Ein Punkt, der mich bei dieser Veranstaltung jedoch sehr frappiert hat, war der überaus große Einfluss, den die fachliche Sozialisation auf den Umgang mit dem Quellenmaterial (v. a. aktuelle Texte und Bilder aus Printmedien, Schulbüchern, Bestsellern etc.) hat: Während die sozialwissenschaftlich sozialisierten Studierenden sich mit Verve daran machten, verschiedene Bedeutungsmuster am Quellenmaterial herauszuarbeiten, fiel es den meisten UrgeschichtstudentInnen zunächst recht schwer, die Quellen – jenseits der Frage nach der wissenschaftlichen Korrektheit der Aussagen – auch auf einer Meta-Ebene zu lesen und die Aussagen so in gesellschaftlichen Bedeutungskontexten zu verorten. Diese Erfahrung hat mich darin bestärkt, die Frage nach den gesellschaftlichen Bedeutungskontexten, in dem archäologisches (epistemisches und lebensweltliches) Wissen steht, zu einem festen Bestandteil meiner Lehrveranstaltungen zu machen. Das Ziel dabei ist, bereits während der Ausbildung das Nachdenken über die gesellschaftlichen Funktionen der Prähistorischen Archäologie anzuregen und fachliche Kompetenzen für den Umgang mit diesem Thema zu vermitteln.

Doch zurück zur Debatte zwischen Martin Porr und Ulf Ickerodt. Die Erwiderung Ulf Ickerodts auf Martin Porrs Kritik dürf-

Nordic TAG 2007

10.–12. Mai 2007, Institut for Antropologi, Arkæologi og Lingvistik, Aarhus Universitet, Danmark: <http://www.aal.au.dk/nt/main>

te einiges klar gestellt haben. Ich möchte deshalb gar nicht weiter auf Details eingehen, sondern sie im Folgenden um einige Aspekte ergänzen und erweitern, die mich im Rahmen meiner eigenen Forschung zu diesem Thema beschäftigen.¹ Bei der Frage nach der gesellschaftlichen Funktion der (Ur-)Geschichte in unserer Säkulargesellschaft fokussiert Ickerodt sehr eng auf wirtschaftliche und politische Prozesse im 19. Jahrhundert und leitet aus ihnen u.a. die Narrative „Fortschritt“ und „Kulturlandschaft“ ab, welche auch heute noch zentrale Bestandteile des historischen Verstehens sind. Dass dessen Wurzeln vor allem im 19. Jahrhundert zu suchen sind, ist plausibel, nicht hingegen die Beschränkung auf wirtschaftliche und politische Prozesse. Aus sozialgeschichtlicher Perspektive ist des Weiteren die Herausbildung des Bürgertums im 18./19. Jahrhundert als entscheidender, das historische Verständnis massiv beeinflussender Faktor hinzuzufügen. In diesem Prozess wurden zentrale soziale Konstruktionen wie das Geschlechter- und Familienmodell oder die Rolle von Kindern und Jugendlichen neu definiert und durch Naturalisierung („Das ist biologisch bedingt und damit natürlich“) sowie durch ihre Projektion an die Anfänge der Menschheitsgeschichte („Das ist ursprünglich. Das war schon immer, von Anfang an so“) legitimiert.

Die Urgeschichte wurde so zu einem fiktiven Null- und Referenzpunkt für alle Formen des Zusammenlebens und spielt diese Rolle auch heute noch, was insbesondere beim Aushandeln sozialer Normen zum Tragen kommt. Sehr klar wird das u. a. in aktuellen Debatten über die Geschlechterrollen. So schreibt beispielsweise Eva HERMANN in einem Artikel mit dem Titel „Die Emanzipation – ein Irrtum?“

(2006a), indem sie ihr mittlerweile erschienenes und viel diskutiertes Buch (2006b) promotet: „Betrachten wir einmal den soziologischen und biologischen Kontext. Der Mann steht in der Schöpfung als der aktive, kraftvolle, starke und beschützende Part, die Frau dagegen als der empfindsamere, mitfühlende, reinere und mütterliche Teil. In den zurückliegenden Jahrtausenden richtete die Menschheit ihre Lebensform nach dieser Aufteilung aus, die Rollen waren klar definiert. Der Mann ging zur Jagd, später zur Arbeit und sorgte für den Lebensunterhalt der Familie, die Frau kümmerte sich um das Heim, den Herd, die Kinder und stärkte ihrem Mann den Rücken durch weibliche Fähigkeiten wie Empathie, Verständnis, Vorsicht. [...] Welche Gnade sich in dieser schöpfungsgewollten Aufteilung findet, kann man heute nur noch selten beobachten. Wenn sie aber eingehalten wird, so hat das in aller Regel dauerhafte Harmonie und Frieden in den Familien zur Folge. [...] Seit einigen Jahrzehnten verstoßen wir Frauen zunehmend gegen jene Gesetze, die das Überleben unserer menschlichen Spezies einst gesichert haben.“

Noch expliziter kann man wohl kaum auf (Ur-)Geschichte als handlungsleitende Instanz zurückgreifen. Die Idee von einer „natürlichen“ Geschlechterdifferenz und von einem daraus resultierenden patriarchalen „ursprünglichen“ Geschlechtermodell ist keine Erfindung von Eva Hermann. Vielmehr knüpft sie an einem Bedeutungsmuster an, das sich – wie auch die Recherchen im Rahmen des oben erwähnten Seminars gezeigt haben – flächendeckend durch die Gesellschaft (inkl. Wissenschaft) zieht. Dabei ist es zunächst unerheblich, ob man wie Eva Hermann „Back to the roots!“ propagiert,

1 Siehe RÖDER 1998; 2004. Im Moment arbeite ich gerade an einem Forschungsprojekt zum Thema „Mythen und Vorstellungen von der ‚Urgesellschaft‘ und vom ‚Urmenschen‘ im Wechselspiel von Prähistorischer Archäologie und gesellschaftlichen Diskursen“ (RÖDER in Vorb.; näheres zum Projekt unter <http://pages.unibas.ch/arch/sozgesch/tp3.htm>).

oder ob man diese vermeintlichen biologischen Wurzeln im Gegenteil aus einem emanzipatorischen Impetus heraus durch kulturelles Verhalten überwinden will. Entscheidend ist, dass wir – egal unter welchem Vorzeichen – den vermeintlichen Anfängen und Ursprüngen diesen Stellenwert als Referenz- und Orientierungsinstanz überhaupt zuschreiben.

Am Beispiel der angeblich ursprünglichen Geschlechterrollen lässt sich zudem sehr schön zeigen, dass Bedeutungsmuster oder Narrative, welche das historische Verstehen leiten, durchaus älter sein können als die Prähistorische Archäologie selbst und folglich nicht auf Wissen beruhen, das vom Fach generiert wurde. Das führt zu einem weiteren Aspekt, den ich gerne in die Debatte einbringen möchte: Obwohl Ulf Ickerodt schreibt und in seinem kybernetischen Modell auch konzeptualisiert, dass die Beziehungen zwischen Urgeschichtsforschung und Gesellschaft wechselseitig sind, verstehe ich seinen Text so, dass er die Generierung von urgeschichtlichem Wissen vor allem in der Prähistorischen Archäologie verortet. Die Wechselbeziehung würde sich dann darauf beziehen, dass sowohl die Wissensproduktion durch ArchäologInnen als auch die Wissensrezeption bzw. Wissensaneignung durch Nicht-ArchäologInnen im Rahmen des jeweiligen historischen Verstehens erfolgen.

Es spricht einiges dafür, dass die Wechselbeziehungen weiter gefasst werden müssen. So wird Wissen über die Urgeschichte auch außerhalb des Faches² – und zwar in den unterschiedlichsten Bereichen und Kontexten mit unterschiedlichen Zielen – konstituiert.³ Dieses, ohne jegliche Beteiligung

des Faches produzierte Wissen kann durch Popularisierungsmechanismen so effizient verbreitet werden und in der Gesellschaft eine so große Bekanntheit und Zustimmung finden, dass es schließlich einen unbezweifelbaren Anspruch auf Wahrheit erheben kann.⁴ Damit ist die Voraussetzung geschaffen, dass es irgendwann auch Teil der „gesellschaftlichen Voreinstellungen“ werden kann, die ArchäologInnen in die Forschung mitbringen. Hier ist m. E. die Verantwortung der PrähistorikerInnen gefragt. Ich finde, wir sollten uns in solchen Fällen mit unserem Fachwissen noch stärker zu Wort melden und ein fachliches Veto einlegen.

Damit bin ich bei meinem letzten Punkt angelangt – bei der Vermittlung und Popularisierung von archäologischem Fachwissen. Insbesondere nach dem Lesen von Martin Porrs Beitrag haben sich mir einige Fragen im Sinne von „Was nun?“ gestellt: Wie gehen wir damit um, dass wir MuseumsbesucherInnen dort abholen müssen, wo sie stehen? Bleibt uns vor diesem Hintergrund tatsächlich nur die Möglichkeit, an problematische, aber allgemein bekannte und kulturell tief verankerte Topoi (z.B. das kritisierte Bild) anzuknüpfen und diese immer wieder aufs Neue zu reproduzieren? Wäre es nicht auch denkbar, stattdessen mit andersartigen Bildern gezielt zu provozieren und dadurch interessierte Aufmerksamkeit zu erregen? Wie gehen wir mit dem Dilemma um, dass unser Fach nur so lange existiert, wie es für die heutige Gesellschaft Wissen produziert, das in heutige Debatten sinnvoll und widerstandslos integriert werden kann? Ist es Aufgabe von Museen, die Stützen unserer kulturellen Identität zu dekonstruieren? Und

2 In seiner Dissertation führt Ickerodt selbst die überaus erfolgreichen Bücher Erich von Dänikens als Beispiel für die Generierung von „archäologischem Wissen“ außerhalb der Urgeschichtsforschung an (ICKERODT 2004, 178–181).

3 Auf diesen Aspekt hat v. a. Cornelius Holtorf schon mehrfach hingewiesen (HOLTORF 2005; s. dazu BURMEISTER 2005)

4 Zur Wissenspopularisierung s. KRETSCHMANN 2003.

wenn ja: Lassen wir die BesucherInnen dann auf dem Ruinenfeld allein und hüllen uns in „postmodernes Schweigen“ (Befürchtung Martin Porrs)? Oder bieten wir auf dem Ruinenfeld „Ersatz“ an – beispielsweise in Form „produktiver Verunsicherung“ oder neuer, im Ausstellungsteam ausgehandelter Narrative? Und wie wäre es mit dem Hinweis, dass Werte und Normen hier und heute auszuhandeln und nicht aus der Urgeschichte zu schöpfen sind? Das wäre auch eine Möglichkeit für das Fach, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen.

Weit davon entfernt, schlüssige Antworten parat zu haben, möchte ich anregen, solche Fragen verstärkt in die Vermittlungsarbeit einzubringen und mit dem Museumspublikum zu diskutieren. Das Musée d'ethnographie de Neuchâtel beispielsweise hebt in seinen Ausstellungen seit annähernd 30 Jahren das „ethnologische Wissen“ regelmäßig auf den Prüfstand⁵ und hat sich auf diese Weise im französischen Sprachraum ein außerordentliches Renommé aufgebaut. Wenn ein ethnographisches Museum seinem Publikum solche Reflexionen „zumuten“ und damit auch noch international Erfolg haben kann, sollte es doch auch in archäologischen Museen möglich sein, die gesellschaftlichen Funktionen der Prähistorischen Archäologie mit Ausstellungen explizit zu thematisieren. Erste, sehr positive und ermutigende Erfahrungen auf diesem schwierigen Terrain habe ich im Rahmen einer Sonderausstellung im Südtiroler Archäologiemuseum gemacht, an deren Konzeption ich beteiligt war. Unter dem Titel „Lebensbilder – Immaginarsi la preistoria. Überlegungen zum Alltag in der Urgeschichte“⁶ haben wir die Botschaften von Lebensbildern und damit die

gesellschaftliche Funktion der Urgeschichte thematisiert. Dabei sind wir offen mit der Tatsache umgegangen, dass die Darstellung der sozialen Verhältnisse in der Regel nicht auf Forschungsergebnissen, sondern auf verbreiteten, in unserer kulturellen Identität so tief verankerten Vorstellungen beruhen, dass sie unbemerkt in die Lebensbilder einfließen. Aus diversen Rückmeldungen von AusstellungsbesucherInnen und aus dem positiven Medienecho können wir schließen, dass diese Offenheit geschätzt wurde und keineswegs zu Zweifeln an der Wissenschaftlichkeit der Urgeschichtsforschung geführt hat. Im Gegenteil: Der kritische Umgang mit den eigenen blinden Flecken wurde als Qualitätsmerkmal wahrgenommen und hat offenbar sogar eine Erhöhung der Glaubwürdigkeit bewirkt. So habe ich von mehreren Ausstellungsbesucherinnen gehört, dass sie ohnehin Zweifel an den Botschaften der Lebensbilder gehabt und folglich auch Mühe mit der Archäologie als Fach gehabt hätten. Aufgrund dieser Erfahrungen denke ich, dass Ausstellungen über die gesellschaftlichen Funktionen von (Ur-)Geschichte eine Plattform sein könnten, um die von Marc-Antoine Kaeser geforderte öffentlich geführte Auseinandersetzung über die gesellschaftliche Rolle der Archäologie zumindest punktuell anzustoßen.

Prof. Dr. Brigitte Röder
Institut für Prähistorische und
Naturwissenschaftliche Archäologie
Universität Basel
Spalenring 145
CH-4055 Basel

5 Als Beispiel sei hier die Ausstellung „Le musée cannibale“ aus dem Jahre 2002 angeführt, in der u. a. die Sammlungs- und Ausstellungspraktiken ethnographischer Museen vor dem Hintergrund ihrer gesellschaftlichen Funktionen reflektiert wurden (BEUVIER 2003).

6 Die Ausstellung fand vom 21.02. bis 11.06.06 in Bozen statt und wird ab Mai 2007 im Rätischen Museum Chur in der Schweiz zu sehen sein.

Literatur

- BEUVIER 2003: F. Beuvier, Une muséologie des objets exotiques. Autour de l'exposition »Le musée cannibale«. *Gradhiva* 33, 2003, 119–124.
- BURMEISTER 2005: St. Burmeister, Pop-Archäologie. Anmerkungen zu Cornelius Holtorf: From Stonehenge to Las Vegas. *Archaeology as Popular Culture*. Walnut Creek u.a.: AltaMira Press 2005. Rundbrief Arbeitsgemeinschaft Theorie Arch. 4, 2, 2005, 30–36.
- GRAMSCH 2000: A. Gramsch, ‚Reflexiveness‘ in Archaeology, Nationalism, and Europeanism. *Arch. Dialogues* 7, 1, 2000, 4–19.
- HERMANN 2006a: E. Hermann, Die Emanzipation – ein Irrtum? Cicero. Magazin für politische Kultur, Mai 2006. Online-Ausgabe.
- HERMANN 2006b: E. Hermann, Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit (München 2006).
- HOLTORF 2005: C. Holtorf, From Stonehenge to Las Vegas. *Archaeology as Popular Culture* (Walnut Creek u.a. 2005).
- ICKERODT 2004: U. Ickerodt, Bilder von Archäologen, Bilder von Urmenschen. Ein kultur- und mentalitätsgeschichtlicher Beitrag zur Genese der prähistorischen Archäologie am Beispiel zeitgenössischer Quellen (Diss. Phil. Halle 2004). <http://sundoc.bibliothek.uni-halle.de/diss-online/05/06H070/index.htm>.
- KAESER 2000: M.-A. Kaeser, Talking about the readings of the past. A delusive debate. *Arch. Dialogues* 7, 1, 2000, 34–36.
- KRETSCHMANN 2003: C. Kretschmann (Hrsg.), Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel (Berlin 2003).
- RÖDER 1998: B. Röder, „Illusionäre Vergangenheitsaneignung“ kontra „patriarchale Verblendung“: Matriarchatsforschung und Archäologie in Deutschland. *Arch. Inf.* 21, 2, 1998, 299–313.
- RÖDER 2004: B. Röder, Frauen, Kinder und andere Minderheiten. Geschlecht und Alter auf archäologischen Lebensbildern. *Ethnogr.-Arch. Zeitschr.* 46, 2004, 507–520.
- RÖDER in Vorb.: B. Röder, Archäologie: die Vergewisserung über die Anfänge. In: Linzer Gespräche Interpretative Eisenzeitarch 2 (in Vorb.).
- TZANIDAKI 2000: J. Tzanidaki, Rome, Maastricht and Amsterdam. The common European heritage. *Arch. Dialogues* 7, 1, 2000, 20–33.

Human Mind Human Kind

Interdisciplinary Conference on human characteristics. Department of Psychology, University of Aarhus, Denmark, 15–18 August 2007: www.psy.au.dk/humankind